

geladene Atmosphäre in dem deutschen Betreuer-Stab Wlassows hat Dwinger in seinem Buch durchaus gut getroffen. Man hat den Eindruck, daß er selbst von ihr stark infiziert war. Auch noch, als er den „Wlassow“ schrieb.

Dwinger stopft in die Figur seines Wlassow Gedankengänge und Betrachtungen hinein, die dieser nach dem Urteil seiner damaligen deutschen Vertrauten niemals gehabt hat. Es ist Dwingers eigene gefühlselige, elegische Philosophie, die er seinem Wlassow in den Mund legt. Etwa in der Szene, in der er Wlassow eine Ansprache an den Stallmeister der berühmten Wiener Lippizaner Dressur-Schule Podhajsky halten läßt:

„Aber ich sah durch diese hohe Kunst nicht weniger von Europa, als ich gestern noch durch seine historischen Schlösser sah! Das gestrige war museal, das heutige jedoch lebt noch. Wie über Jahrhunderte

doch nicht um die Diktatur herumkommen werde:

„Ich werde das Gefühl nicht los, als ob sich hier eine Entwicklung anbahne . . . Als ob wir alle Werkzeuge wären, die gesamte Menschheitsentwicklung abbiege . . . Unsere frühere Gesellschaftsform war nur möglich, weil die Masse ohne jede Bildung war, die Oberschicht aber über echte Bildung verfügte. Beides ist grundsätzlich anders geworden, die Masse hat eine primitive Halbbildung bekommen, die schlimmer als gar keine ist, die Oberschicht aber hat die ihrige verloren. Daraus muß sich eine andere Lebensform entwickeln, dem wieder muß die Anonymität des einzelnen folgen. Mit anderen Worten: Der Termitenstaat!“

Dwingers Wlassow schweigt. Aber an anderen Stellen hat er Wort-Klischees zur Hand, die nicht die des historischen Wlassow sind. Diese Klischees sagen mehr

nativen Dwingers zum Bolschewismus sind „abendländische Kultur“, der „Stephans-Dom“, „Notre Dame de Paris“, Gott, Freiheit. Das alles sind bei ihm gefühlige Reminiszenzen, niemals Bekenntnisse von religiöser Wucht oder tödlichem Ernst. So verwandelt sich unter seinen Händen die Figur Wlassows in ein Gefährt Dwingerscher Sentiments.

Ein praktischer Mangel der sentimentalen Chronistik Dwingers ist, daß mit ihren Mitteln die rein sachlichen Motive der Politik nicht in den Griff zu bekommen sind. Die Gefühls-Akzente behindern die objektive Würdigung der Standpunkte zum Beispiel der deutschen Politik.

Freilich verdient Hitlers Untermenschen-theorie über die Russen höchstens eine psychologische Studie ihres Urhebers. Welche rein sachliche Bedeutung aber zum Beispiel Rosenbergs „Dekompositionstheorie“ gehabt hat, geht schon daraus hervor, daß ihre Gedankengänge heute in der US-amerikanischen Politik gegenüber den russischen Emigrantenvereinigungen nachweisbar sind: Als im August 1950 sich die fünf wichtigsten russischen Emigrantenverbände Westeuropas und der Vereinigten Staaten nach langem Hin und Her in Füssen auf eine temperiert groß-russische Formel einigten, mußten sie die Konzeption auf amerikanischen Druck wieder zurückziehen.

ZEITBERICHT

Atempause auf Schlachtfeld

Die Münchner Buchhändler machen mit Wolfgang Koeppens „Tauben im Gras“ kein großes Geschäft. Sie stellen den Band*) nicht einmal gern ins Fenster. Das Giftgrün des Buchumschlags wirkt auf Inhaber des garantiert goldenen Münchner Herzens wie ein rotes Tuch.

„Handlung und Personen des Romans TAUBEN IM GRAS sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit Personen und Geschehnissen des Lebens sind Zufall und vom Verfasser nicht beabsichtigt“, steht ausdrücklich vermerkt. Doch sucht der Leser schon nach den ersten Seiten den nicht genannten Schauplatz dieses Zeitberichtes irgendwo anders als unter den Türrahmen der Frauenkirche.

Versichert Autor Koeppen: „Mir lag wirklich nichts ferner als irgend jemand oder irgend etwas anzugreifen oder lächerlich zu machen. Aber ich sehe es nun einmal so.“

Was Koeppen nun einmal so sieht, ist das seit sechs Jahren Ami-besetzte München vom Jahre 1951, dargestellt am Ablauf eines einzigen Tages. Es ist der scheinbar schreibstuber reportagemäßige Bericht verschiedener Einzelschicksale, aber bei diesem Versuch einer schriftstellerischen Momentaufnahme kam unversehens Nachkriegs-München komplett mit auf die Platte. Das ergab ein aufreizend unretuschiertes Bild der angeblich bürgerbiederen Bayernhauptstadt — München als Ableger von Budapest oder Shanghai.

Nicht, daß dort unentwegt aus allen Knopflochern geschossen oder in großem Stil geschoben würde. Nicht einmal die Möhlstraße, für jeden Nichtbayern das Symbol des „anderen Münchens“, wird bemüht. Das andere, höchst Alltägliche reicht aus für die Abschilderung des Asphalt-dschungels an der Isar.

US-Negersoldat Odysseus Cotton kommt in die Bayernmetropole zugereist und Edwin, der große angelsächsische Dichter, und der eine zieht auf seinem Gang durch die Großstadt das hutzelige Dienstmännchen Josef, das Cottons unaufhörlich dudelndes

*) Wolfgang Koeppen: „Tauben im Gras“. Scherz und Goverts Verlag, Stuttgart-Hamburg, 1951, 270 Seiten, 14,80 DM.



Rast vor der Jagdhütte: Dwinger, Strikfeldt, Wlassow (r.)

hinweg hat es mich angeweht, gleichfalls ein Stück seiner unersetzlichen Kultur! Auch dafür müssen wir kämpfen, meine Freunde, auch das müssen wir verteidigen! Was jetzt in den Menschenmassen aufsteigt, das will auch das mit vernichten — wird es mit Sicherheit vernichten, wenn wir es nicht bändigen können . . .“

Wlassow war kein ungebildeter Mann. Er war von seinem Vater — einem Bauern und Dorfschneider in der Nähe von Nishni Nowgorod — für den Beruf eines Priesters vorgesehen, hatte eine entsprechende Schule besucht, war später längere Zeit im Ausland (als Militärberater Tschiang Kai-scheks in China) gewesen und hatte durchaus die Voraussetzungen, die künstlerische Bedeutung etwa der historischen Gebäude Wiens zu würdigen. Fern aber lag ihm die retrospektive Sentimentalität, die ihm hier unterstellt wird. Dazu war und blieb er zu sehr Funktionär.

Dwinger kommt dieser Erkenntnis oft nahe genug. Zum Beispiel in einem Gespräch, das er Wlassow mit dessen Propaganda-Chef, dem General Shilenkow — bis 1941 Parteisekretär von Moskau — führen läßt. Es geht in diesem Gespräch um die Regierungsform und -methoden, die Wlassow im Falle des Sieges seiner Sache in Rußland anzuwenden gedenkt. Shilenkows These ist, daß man schließlich

über Dwingers Gedanken aus als über die Wlassows. Dwingers Protest gegen diese Welt der harten Tatsachen, gegen die Gesetzmäßigkeiten der Masse und der Technik, ist nicht echt.

So geht das eigentlich Erschütternde des „historischen“ Wlassow verloren, das nur in einem „hartgesottenen“ Rapport der Ereignisse hätte registriert werden können. Wlassows Uebertritt zu den Deutschen war faktisch nicht mehr als das Aufbäumen der gequälten Menschennatur gegen den Zwang des Massenstaates. Es war keine Alternative, von der ein neuer Anfang, ein grundsätzlicher Wandel hätte ausgehen können. Auch Wlassow wußte nicht zu sagen, wie man anders als mit den Mitteln des bolschewistischen Staates: Gewalt und Zwang die östlichen Massen führen, erziehen und in ihrer materiellen Existenz sichern sollte.

Dieser Wlassow war Dwinger nicht genug. Er versuchte, den russischen Frondeur zu „überhöhen“. Das mußte mißlingen, denn auch Dwinger selbst weiß in Wirklichkeit keine überzeugende Alternative zu dem Massenstaat und seinen Gesetzen.

Er holt sich zwar auf den letzten Seiten seines Buches den Riesen Dostojewski zu Hilfe. Aber die Zitate aus den „Brüdern Karamasow“ bleiben in der Umgebung Dwingerscher Prosa Fremdkörper. Die Alter-

Kofferradio trägt, hinter sich her, der andere eine Omnibusladung frischer US-Importen, schmatzender amerikanischer Lehrerinnen.

Emilia, hysterische Tochter des nicht entnazifizierten Geheimrats, trägt die väterliche Mitgift stückweise zum Trödler, und der entlassene Gewerbelehrer Schnakenbach kämpft aussichtslos gegen seine Schlafsucht an, die ihn heimsucht, seit er sich zwecks Ausmusterung mit Pervitin und anderen Wachmitteln erfolgreich ruinierte.

Musikmeistersgattin Berendt ersüßt ihren Kummer um den mit einem Tschechenmädchen davongelaufenen Mann in Bürgerbräuber, und Carla, ihre Tochter, bekommt ein Kind von Washington Price, dem schwarzen Baseball-Star der US-Army.

So ist Schicksal für Schicksal sorgfältig nachgezeichnet, der Tageslauf jeder einzelnen Figur genau registriert, aber dann hat Koeppen jede Einzelschilderung wie mit der Schere zerschneipelt, alle Teile bunt wie ein Kartenspiel durcheinander gemischt und das Gemenge wie Häcksel in die Luft geworfen. Was niederfiel, bildet ein seltsames Muster ein Mosaik, in den Einzelteilen sinnvoll geordnet.

Koeppen betreibt dieses Puzzle-Spiel mit Handlungssetzen so virtuos wie ein Taschenspieler. Das dauernde Ueberblenden wird raffiniert motiviert: mit dem jeweils zuletzt erwähnten Einzelzug einer Szene, manchmal sogar mit demselben Wort, greift Koeppen einen anderen, seitenlang vorher liegengelassenen Faden der Handlung wieder auf.

Immer näher werden die parallel laufenden Strähnen zueinander geführt, bis sie sich schließlich zu einem unentwirrbaren Knäuel miteinander verknoten. Odysseus, von einer Dirne bestohlen, schlägt, tob-süchtig, dem Dienstmännchen Josef den Schädel ein. Musikmeistersgattin Berendt hetzt die Meute auf Tochter Carlas schwarzen Washington, und Angelsachsen-Dichter Edwin gerät, auf der Suche nach seinem allnächtlichen Erlebnis, zwischen die Fäuste der Strichjungen.

Mit dem urplötzlich aufkommenden Sturm auf die Negerbar löst sich der Knoten, der Spuk verfliegt, und nachts still und allddeutsch traut, wie der „Meistersinger“ Alt-Nürnberg nach der Prügelzene, liegt München unter den Frauentürmen. „Mitternacht schlägt es vom Turm. Es endet der Tag. Ein Kalenderblatt fällt. Man schreibt ein neues Datum.

„Komm-du-nun-sanfter-Schlummer. Doch niemand entflieht seiner Welt. Der Traum ist schwer und unruhig. Deutschland lebt im Spannungsfeld, östliche Welt, westliche Welt, zerbrochene Welt, zwei Weithälften, einander feind und fremd, Deutschland lebt an der Nahtstelle, an der Bruchstelle. Die Zeit ist kostbar, sie ist eine Spanne nur, eine karge Spanne, er an, eine Sekunde zum Atemholen, Atempause auf einem verdammten Schlachtfeld.“

So schließt Koeppen seine „Roman“ genannte Reportage von einem Tag München sechs Jahre nach dem Kriege und von seinen Menschen, Einheimischen und Zug-roasten, die allesamt, nach einem dem Buch als Motto vorangestellten Wort der amerikanischen Dichterin Gertrude Stein, wie „Tauben im Gras“ sind: ... dem Metzger preisgegeben und doch in Gottes Hand.“ Das Buch ist in einem gehetzten, zufällige Gedankenketzen aneinanderreihenden Stil geschrieben. Die Darstellung erscheint nicht



Virtuos wie ein Taschenspieler
Autor Koeppen

anders als ein Erbrechen, als ein stoßweises Vonsichgeben des Bodensatzes nie ganz zu verarbeitender Erlebnisse.

Eigentlich sollte der Bericht von Anfang bis Ende gleichsam aus einem einzigen Satz bestehen. Koeppen wollte den „inneren Monolog“ ohne jede Interpunktion durchlaufen lassen. Die jetzige, verwirrend inkonsequente Schreibweise ergab sich aus einem mühevoll erkämpften Kompromiß zwischen Koeppen und Verleger Goverts, der den von keinem Haltezeichen gebändigten Sturzbach von Bericht in dieser Form für unverdaulich hielt. Immerhin vermuten tüftelnde Kritiker auch noch hinter Koeppens Kompromiß den Ansatz zu einer neuen Schreib-Aera. Sagt Koeppen: „Man kann heute nicht mehr so schreiben, als ob es James Joyce nie gegeben hätte.“

„Tauben im Gras“ ist Koeppens drittes Buch, die letzten liegen sechzehn Jahre zurück: „Die Mauer schwankt“ erschien, wie „Eine unglückliche Liebe“. Mitte Dreißig bei Bruno Cassirer. Bald darauf verschwand Koeppen, 1906 in Greifswald geboren und in Ostpreußen aufgewachsen, von der literarischen Bildfläche.

Als „konsequenter Zivilist“ scriptete er sich beim Film durch die Kriegsjahre. „Es wurde glücklicherweise nie ein Film von mir gedreht, aber ich habe trotzdem schrecklich dabei verdient.“

Nach dem Krieg animierte ihn sein Freund, der Schauspieler Wilfried Seyferth, zu einem neuen Drehbuch-Versuch. Koeppen schrieb einen Gegenwartsfilm um die Schicksale in einer billigen Schankstube, „bei Betty“. So sollte der Film auch heißen. Aber IFU-Dramaturg Answald Krüger zuckte nur bedauernd die Schultern. „Gegenwartsfilme — heute?“

Seitdem weigert sich Koeppen, manchen Angeboten zum Trotz, auf gut Glück zu scripten. Lieber ernährt er sich mäßig aber stetig von Beiträgen im NWDR, in der Frankfurter Allgemeinen und in der Neuen Zeitung. Dabei hat er längst eingesehen: „Feuilletonist ist heute ein anachronistischer Beruf.“

Er geht noch einen Schritt weiter „Ich bin überzeugt, wenn ich einen richtigen bürgerlichen Beruf hätte, würde ich mehr und Besseres schreiben.“ Mit „Tauben im Gras“ ist er ohnehin nicht restlos glücklich. „Ein wenig zu gehetzt, manchmal fast manieriert.“

Manier ist das attraktiv-ungewöhnliche Mittel, die Gedankenketzen seines „inneren Monologs“ durch Zeitungsschlagzeilen, in Großbuchstaben zwischen den fortlaufenden Text gesetzt, miteinander zu verzahnen. Das sieht dann etwa so aus:

... Nichtstuend schwäzchend träumend, kleine flache gefällige Träume in einem ewigen Halbschlummer einem Schlummer des Glücks träumend, FESCHE ENDVIERZIGERIN SUCHT HERRN IN GESICHERTER POSITION, saßen die Frauen, die von Staatspensionen, geglückten Auszahlungen bei Todesfall, Scheidungsrenten und Trennungsgeldern leben, im Domcafé. ...

Als solcherart gewandter Schlagzeilenschmied aktiviert Koeppen seine Erinnerung an eigene Journalistenjahre, an die Zeit, als er noch mit Theaterpapst Herbert Ihering in der Feuilleton-Redaktion des Berliner Börsencourier saß. Die Relikte aus dieser Zeit haben sich aber anscheinend als Ressentiments abgelagert. Er verfährt mit recht leicht zu lokalisierenden Redaktionen in seinem „Roman“ („Handlung und Personen ... sind frei erfunden“) nicht eben sanft.

Der durch Sensibilität verhinderte Schriftsteller Philipp des Romans vertritt das „Neue Blatt“ bei Dichter Edwins Vortrag recht unrepräsentativ, und der Münchner „Abendzeitung“ setzt Koeppen in seinem Buch dieses Denkmal:

... Das Abendecho, das die Namen von Dichtern nur nannte, wenn sie durch irgendwelche Verleihungen Personen des öffentlichen Lebens geworden, nicht länger zu übersehen und überdies gestorben waren, eine Erwähnung, die dann in der Spalte Ferner-ereignete-sich geschah, in der Rubrik des kleinen Katsches KATER DES ARGENTINISCHEN KONSULS ENTLAUFEN, ANDRE GIDE GESTERN VERSCHIEDEN, dieses literarisch so überaus interessierte Blatt hatte eine Redaktionsclevin in Mister Edwins Hotel geschickt, um den berühmten Schriftsteller zu interviewen, ihn für die Leser des Abendechos zu fragen, ob er an den dritten Weltkrieg noch in diesem Sommer glaube, was er von der neuen Badekleidung der Damen halte und ob es seine Meinung sei, daß die Atombombe den Menschen wieder zum Affen zurückwerfen werde.

Diese ganz unbittere Ironie ist nur eine Spielart des Empfindens und der inneren Distanz aller nach München Zug-roasten“. Koeppen gehört nicht zu der mittlerweile zu abseitigem Lokalruhm aufgesliegenden neuen Berliner Emigration der Erich Kästner, Walter Kiaulehn, Horst Lange. Ein Außenseiter sein Leben lang, lebt er heute in Schwabing, ohne zu den zahlreichen literarischen Mentoren und Stammgästen Schwabinger Lokale zu zählen, in denen eine krampfige Renaissance der Wedekind-Ringelnetz-Blütezeit, verbunden mit kräftigen Fremdennepp, versucht wird.

Außenseiter ist Koeppen auch mit seinem Urteil über „Tauben im Gras“. Er findet diesen vielleicht gelungensten Zeitbericht vom kaum vergangenen Gestern „ausgesprochen humoristisch“.

In aller Welt
spricht es sich rund

Diploma

macht das
Haar gesund

